helm I. von Preußen erließ scharfe Verordnungen gegen die Pantscher. Solchen Wirten wurde die Schankgerechtigkeit entzogen; war der Wirt Hauseigentümer, so wurde an seinem Hause eine schwarze Tafel befestigt, die ihn als Weinpantscher kennzeichnete. Fuhrleute, die Wein mit Wasser tauften, kamen in die Karre.

—⊙—

Eine untrennbare Tierehe

Von Professor Dr. Max Wolff-Eberswalde.

Was ekstatische Liebesschwüre heißblütiger Herzen versprechen, untrennbare Vereinigung fürs Leben, und oft genug kaum während eines flüchtigen Liebeslenzes symbolisch halten, das wird im Tierreich einmal wenigstens verwirklicht. Und zwar geschieht dieses Wunder, paradox genug, bei Fischen, die die mächtigen Gründe des eisigen Tiefenwassers der Ozeane bewohnen.

Die Forschungen des bekannten Ichthyologen C. T. Regan haben uns sogar gleich mit drei solchen Fischarten bekannt gemacht, deren Männchen und Weibchen „zum Zwecke des Endzweckes aller Organisation" lebenslänglich zusammenwachsen. Es handelt sich um Mitglieder der Familie der Ceratiiden, die durch den Besitz eines merkwürdigen, wie eine Angelrute auf dem Kopf der Tiere stehenden Fortsatzes ausgezeichnet sind.

Die Zoologen haben früher mit der Schilderung des Lebens der Ceratiiden arg daneben gegriffen. Erst die Netzfänge der deutschen „Valdivia"-Expedition widerlegten die älteren Berichte, nach denen diese zahnstarrenden Zwergenungeheuer, die kaum über Fingerlänge erreichen, im Tiefseeschlamm sich vergraben. Nicht selten erbeutete sie das Tiefseenetz in einigen tausend Metern über dem Meeresgrunde. Diese Wasserwüste zwischen den organismenreichen Zonen der Oberfläche und dem Meeresboden durchstreifen also, trotz ihres rätselhaften Stirntentakels, jene — doppelt unpassend so genannten — „gehörnten" Schwimmer.

Die von Regan untersuchten Männchen sind etwa ein Sechstel bis ein Zehntel so groß wie die zugehörigen Weibchen, an denen sie als Hautschmarotzer festhängen. Die parasitische Lebensweise der Zwergmännchen hat hier Verhältnisse geschaffen, wie wir sie sonst nirgends im Tierreiche antreffen, obgleich parasitisch in den Geschlechtsorganen der Weibchen lebende Männchen bei gewissen marinen Würmern („Sternwürmern") seit langem bekannt sind. Diese hesten sich als Larven auch an der Haut der alten Weibchen an. Eine Ernährung durch das Weibchen findet aber bei den „Sternwürmern" nicht statt.

Die Männchen unserer Fische haben nun weder Stirntentakel noch Zähne. Auch der Darm ist ganz kümmerlich entwickelt. Für ihn ist auch kaum Platz. Die männlichen Geschlechtsdrüsen nehmen ja fast die ganze Leibeshöhle ein. Und wozu braucht man auch als Mann einen Darm, wenn das nahrungbeladene Blut der erwählten Gattin durch die eigenen Adern pulst! Das ist nämlich das Unerhörte in diesem Falle. Die Männchen heften sich offenbar als Jungfische an das Weibchen an, anscheinend zunächst durch Ansaugen mit einem aus der Oberlippe und Unterlippe des Maules gebildeten Ringwulste. Dieser umfaßt saugnapfartig eine Hautpapille des Weibchens, und männliche und weibliche Haut verwachsen nun so vollkommen, daß die Blutgefäßsysteme der beiden Partner in Kommunikation miteinander treten. Auf diesem Wege wird der männliche Körper vom Weibchen mit Nahrung versehen. Die Verbindung ist also weit inniger als die zwischen Mutter und Frucht im Mutterkuchen bei den Säugetieren. Denn im Mutterkuchen findet lediglich ein Stoffaustausch durch die sich eng berührenden, dünnen mütterlichen und kindlichen Gefäßwände hindurch statt. Es gelangt aber kein Tropfen mütterlichen Blutes in den kindlichen Körper. Ganz anders in jener Tiefsee-Ehe. Hier dringen die Blutgefäße des Weibchens in den Körper des Männchens ein, und es entsteht eine den Blutstrom beider Systeme vereinigende Verbindung. Aber einen Rest von Selbständigkeit hat das so dauerhaft an seine Erwählte gekettete Männchen sich doch bewahrt: es atmet wenigstens „auf eigene Faust"! Sein eigenes, wohl entwickeltes Herz treibt das venöse Blut in die Kiemen wie bei jedem anderen Fisch.

Freilich, das ideale Verhältnis der Ehepartner hat leider in diesem Falle wohl sicher eine sehr materielle Basis. Wenigstens wenn man annimmt, daß auch die ins Dunkel der Tiefsee und der wissenschaftlichen Hypothese gehüllten Vorfahren der besagten Ceratiiden von zwergenhaften und tragen Männchen gezeugt wurden. Diese hätten ohne eine so zeitige und innige Vereinigung mit Weibchen wohl kaum in der nahrungsarmen Tiefe genügend Beute gemacht, um leben zu können. Die Aussichten, ein Weibchen zu finden, würden ohne so frühe und feste Wahl der Gattin in ihrem Lebensraum sicher äußerst gering gewesen sein. Früher Tod, bestenfalls das Schicksal des ewigen Hagestolzes, wäre den meisten Männchen beschieden gewesen. So aber, seit frühester Jugend mit dem Weibchen verwachsen, reifen sie bequem und faul zum Jüngling und zum Mann — falls sich die Geschichte nicht ganz anders abspielt! Wo die Wissenschaft den schlüpfrigen Boden der Hypothese betritt — wir erleben es täglich — muß sie ehrlicher Weise zugeben: „Verehrte Zuhörer! Wir denken es uns so. Es kann aber auch anders gewesen sein!" Und Regan erinnert an eine andere Möglichkeit, die, wenn sie in der Tat verwirklicht sein sollte, nicht weniger merkwürdig sein würde. Man hat bisher niemals freischwimmende Männchen der in Frage kommenden Ceratiiden-Arten erbeutet. Das könnte also neuerdings darauf hindeuten, daß wirklich dort unten die Männchen unserer Fischlippe in frühester Jugend elend zugrunde gehen, wenn sie weiblichen Anschluß nicht gefunden haben. Es ist aber auch sehr wohl biologisch denkbar, daß die Ceratiidenjugend zu zweifacher geschlechtlicher Entwicklung befähigt ist. Das jugendliche, geschlechtlich noch unbestimmte Individuum erreicht entweder ein älteres Weibchen und heftet sich dann an ihm fest, oder es findet kein Weibchen. Je nachdem stellt sich der Jungfisch ein (oder um!). Im ersten Falle entwickelt sich nur das männliche Keimgewebe, die Eierstockanlage verkümmert, es entsteht ein Männchen. Im zweiten Falle wird der Jungfisch ein Weibchen, das sich schlimmstenfalls allein durchschlägt. Man wird als Ceratiide, wenn die zweite Hypothese stimmt, allenfalls eine alte Jungfer, keinesfalls Junggeselle! Bei dem erwähnten „Sternwurm" entwickeln sich tatsächlich nur diejenigen Larven zu männlichen Individuen, die sich in frühester Jugend an der Haut eines alten Weibchens festsetzen können. Die anderen wachsen zu Weibchen heran.

—⊙—

Am Ausguck

Was leistet eine Turmuhr?

Da geht oder steht man oft in irgendeiner Straße und hört gedankenlos dem Schlagen einer nahen Turmuhr zu. Es hat wohl kaum jemand einmal daran gedacht, die Tätigkeit der Uhr dort oben in Zahlen festzuhalten. Nehmen wir zuerst einmal das Schlagen. Bei ¹/₄ schlägt die Uhr einmal, ½ zweimal, ³/₄ dreimal und bei der vollen Stunde viermal oder in der Stunde zehnmal, also am Tage 240 Schläge. Dazu kommen die Stundenschläge insgesamt 156, sodaß am Tage zusammen 396 Schläge ertönen. Im ganzen Jahre sind das 365 mal 396 = 144 540. Ein Schlag dauert etwa zwei Sekunden. Um die 144 540 Schläge ertönen zu lassen, braucht die Uhr also 289 080 Sekunden. Das sind 80 Stunden 18 Minuten oder drei Tage, 8 Stunden und 18 Minuten. Betrachten wir den großen Zeiger. Bei einer Uhr von etwa 1½ Meter Durchmesser hat er in einer Stunde einen Weg von etwa 4½ Meter zurückzulegen. Die Zahl der Umdrehungen beträgt im Jahre 365 mal 24 (an einem Tag), das sind 8760. Im Laufe des Jahres muß der große Zeiger also 8760 mal 4½ Meter = 39 420 Meter oder rund 39 Kuometer zurücklegen.

Der Bwanamkubwa-Instinkt.

Dem Schwarzen wohnt eine feine Unterscheidungsgabe inne für Bedeutung und Rang des einzelnen Europäers. Sind eine Anzahl Europäer beisammen, so hat es der Neger sofort heraus, wer der bwanamkubwa, der höchste Herr unter ihnen ist. Auch unter den europäischen Nationen machen die Schwarzen einen Unterschied: Mschensi heißt ein mit der Kultur noch nicht in Berührung gekommener Buschneger — Uleia heißt Europa — Mschensi Uleia — also ein Mschensi aus Europa heißt bei den Schwarzen der . . . Portugiese.

Knochenfunde in früherer Zeit.

Häufig trifft man in Museen die Knochen gewaltiger Tiere der Vorzeit. Solche Knochen erregten noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts einen gewaltigen Lärm. Dort, wo die Jfére mit der Rhone zusammenfließt, fand man beim Kiesgraben ungeheure Röhrenknochen. Ein Doktor der Chirurgie untersuchte sie mit aller Wichtigkeit und Würde, die der Gegenstand erheischte, und erklärte, dies seien die Gebeine Teutobods, des riesigen Germanenfürsten, der als Gefangener hier treulos von Julius Cäsar ermordet worden sei. Er berechnete die Höhe des Toten auf 30 Fuß. Die Knochen wurden dann in mehreren Städten für Geld gezeigt, endlich aber in gerichtlichen Gewahrsam genommen. Nach zwei Jahrhunderten wurde im Justizpalast zu Bordeaux ein alter Saal umgebaut, wobei die Gebeine wieder zum Vorschein kamen. Es waren Mastodonknochen.

Napoleon in Syrien.

Im Juni 1799 mußte Napoleon mit seinem Heere, das er siegreich nach Aegypten und Syrien geführt hatte, den Rückzug antreten, wozu ihn gänzlicher Mangel an Nahrungsmitteln und Munition nötigte. Diesem Rückzug stellte sich insofern ein Hindernis in den Weg, als in Jaffa eine Anzahl französischer Soldaten pestkrank darniederlagen. Sie mitnehmen, hieß die ganze Armee gefährden, sie zurücklassen, bedeutete, die Unglücklichen der grausamen Rache der Feinde auszuliefern. Da diese Pestkranken unbedingt dem Tode verfallen waren, befragte Napoleon seinen Leibarzt, ob die Leiden der Pestkranken nicht durch ärztliche Kunst verkürzt werden könnten. Der Leibarzt wies dies Ansinnen zurück. Da besprach sich Napoleon mit seinem Feldapotheker Royer, und dieser mischte den Kranken einige Tagen vor dem Rückzuge der Armee eine starke Dosis Opium in ihre Medizin, so daß sie friedlich in ein besseres Jenseits hinüberschlummerten, was ihnen über kurz oder lang doch beschieden gewesen wäre.

Ueber einen Jagdentscheid Friedrichs des Großen

weiß der „Heger", Verlag von Wilhelm Korn in Breslau, zu berichten:

In der Gartenlaube sitzt beim Frühstück ein Landgeistlicher mit seiner Gattin. Auf dem angrenzenden Gelände halten mehrere Herren eine Hühner- und Hasenjuche ab; hierbei wird ein Hase krank geschossen. Vom Hunde gefolgt, sucht er, wie dies öfters vorkommt, einen Zufluchtsort. Brücken, Durchlässe, selbst alte Fuchsbaue werden hierzu benutzt. Das geängstigte Tier gelangt in den Garten des Geistlichen und findet hier Schutz unter der Bank der Gartenlaube, sich unter den Röcken der Frau verkriechend. In dem Glauben, daß sein Garten nicht zu dem Jagdgebiet der Gemeinde gehört, greift der Herr Pastor den Hasen, nicht ihn durch einen Schlag hinter die Löffel ab, um ihn als Sonntagsbraten zu verwenden. Der Vorgang war nicht unbeobachtet geblieben und hat eine Klage wegen Aneignung bezw. Unterschlagung erlegten Wildes durch die Jagdpächter zur Folge. Das Urteil fällt zugunsten der Pächter aus. Auch die angerufene zweite Instanz verurteilt den Beklagten zu Wertersatz und Strafe. In seiner Not wendet sich der Herr Pastor mit einem Bittgesuch an Friedrich den Großen, in dem er besonders betont, in gutem Glauben gehandelt zu haben und sich eines Unrechts nicht bewußt gewesen zu sein. Friedrich der Große fordert die betreffenden Akten; nachdem er von dem Fall Kenntnis genommen, schreibt er an den Rand des Gesuches: „Der Angeklagte ist freizusprechen. Die Jagd unter den Röcken der Frau Pastor gehört allein dem Herrn Pastor", legt dies den Akten bei und gibt sie an das Gericht zurück.

—⊙—

Büchertisch

Thea de Haas: Urwaldhaus und Steppenzelt. Ostafrikanische Erlebnisse. Mit acht farbigen und vier schwarzen Bildtafeln nach Aquarellen und Zeichnungen der Verfasserin. (346 S.) Geheftet 4.50 Mk. Gebunden 7 Mk. Verlagsbuchhandlung Philipp Reclam jun. Leipzig. Unter den vielen Ostafrika-Büchern besitzt kaum ein anderes den intimen Reiz wie das von Thea de Haas. Eine mutige Frau unternimmt an der Seite ihres Gatten weite Reisen in der früheren deutschen Kolonie und sieht mit den Augen der Malerin Landschaft, Tiere und Menschen; überall weiß sie Eigenarten zu entdecken, die den weniger geschärften Blicken entgehen würden. Zur höchsten Reife gedeiht jedoch das Erzählertalent Thea de Haas', wenn sie schildert, wie hoch im Norden, auf einer Kaffeeplantage, die Nachricht vom Kriegsausbruch eintrifft; was Deutsche dann in Ostafrika erleben mußten, ist zum dauernden Gedächtnis festgehalten.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 42 — Mittwoch, 20. Oktober — 1926

Heimat — Heimweh

„Wenn du noch eine Heimat hast,
So nimm den Ranzen und den Stecken
Und wandre, wandre ohne Rast,
Bis du erreicht den teuren Flecken!"

so singt der Dichter, und diese Verse erinnern uns an die anderen:

„Wenn du noch eine Mutter hast,
So danke Gott und sei zufrieden!"

Tief in dem deutschen Gemüte wurzelt die innige Liebe zur Heimat, zu Haus und Hof und was damit zusammenhängt. Wir bezeichnen das Heim als traut, weil es sich so „traulich" und „gemütlich" darin lebt, ja wir fühlen uns selbst dann noch behaglich in unseren vier Pfählen, wenn wir mutterseelenallein sind und draußen die Nacht „unheimlich" dunkelt. Fehlt einem das Heim, so empfindet man Heimweh.

In unserer heutigen Zeit, wo das vielgestaltige Leben so manchen zwingt, das Heim und die Heimat zu verlassen, verstehen es viele, was es heißt, in der Fremde sein zu müssen, empfinden das Heimweh und in diesem Weh die Heimat. Daß sich namentlich diejenigen, die auf dem Lande groß geworden sind und in die Stadt verschlagen wurden, immer wieder nach der Heimat und ihrer Natur sehnen, zeigt sich auch darin, daß viele tausend Städter in immer zunehmendem Maße an den freien Tagen sich in der schönen Natur ergehen. Trefflich hat dieses verborgene Heimatgefühl Goethe mit dem kurzen Wort gekennzeichnet: „Hier ist des Volkes wahrer Himmel."

Wenn wir nach langer Abwesenheit einmal wieder in die Heimat kommen, so entzückt uns der Boden unter den Füßen: wir sind wie der Fisch im Wasser, wie der Vogel in der Luft. Nirgends empfinden wir so stark unsere Seelenkräfte, unser Dasein und alles, was zu diesem Dasein gehört: Eltern, Geschwister, Blutsverwandte und Bekannte. So schön ist die Welt an keinem Orte wie in der Heimat; mit so vertrauten altbekannten Zügen grüßen uns die Menschen, die Tiere, die Häuser, die Hütten, die Bäume, die alten Strauch- und Bretterzäune, die Wege und Stege, das Steinpflaster auf den Gassen und die Ackerfurchen im Felde. So atmet, so sonnt und lebt es sich in keiner anderen Luft, an keiner anderen Sonne und selbst die Nebel, die Fröste, die Windstöße, die über die Heide fahren, die Dohlen und Raben, die Sanddünen, die Heidegräser und das Moor sind liebe alte Bekannte und sprechen zu uns und tauen unser Herz auf.

Mit all diesen Zügen traf die Natur zum ersten Male unser Auge, als es sich dem Wunder des Sehens und des Lebens erschloß, und dieser Ton der Natur, dieser Verkehr mit ihr in Wind und Wetter, in Sturm und Graus, in Tages- und Jahreszeiten grub sich in unsere Sinne und unser Herz. Daher ist es verständlich, wenn manchem in dem hastigen Getriebe des Alltags manchmal Heimweh und die Sehnsucht nach der Heimat beschleicht. Er mag sich ruhig einen Pfahlbürger schimpfen lassen, als seine Heimat zu verleugnen; denn wer am Geburtsorte, am Vaterhause, an der Scholle nicht haftet, dem fehlt etwas von dem Besten, was wir haben und mit Recht singt der Dichter:

„Wer seine Heimat nicht liebt und nicht ehrt,
Ist ein Lump und des Glücks in der Heimat nicht wert."

Brieftauben

Von E. Fründt.

Eines der unentbehrlichsten Mittel der Heeresleitungen wurde bei dem Anwachsen der Massenheere während des Weltkrieges das Nachrichtenwesen. Das Rückgrat des ganzen Feldnachrichtendienstes waren und blieben die Telegraphie und Telephonie. Daneben wurde besonders das Funk- und Blinkwesen in den Nachrichtendienst gestellt. Aber auch sonstiger Mittel hat man sich im Notfalle erfolgreich zur Uebermittlung von Nachrichten bedient, wovon nur wenige Laien die rechte Kenntnis haben. Brieftauben und Meldehunde haben oft, namentlich in der vordersten Linie, wenn sonst alle Verbindungen abgeschnitten waren, nicht nur die Feuerprobe bestanden, sondern auch ihre Daseinsberechtigung bei allen Errungenschaften neuzeitlicher Technik, auch für die Zukunft, erwiesen. Welche hervorragende Bedeutung man dem Brieftaubendienst auch für zukünftige Kriege beimißt, geht schon daraus hervor, daß neuerdings auch die dänische Marine der Brieftaubenzucht besondere Aufmerksamkeit schenkt, unter dem ausdrücklichen Hinweis auf die guten Erfahrungen, die man während des Weltkrieges mit ihnen gemacht hat. Wenn damals Brieftauben über die Schlachtfelder schwebten, so trugen sie keine Friedenspalme im Schnabel, sondern Befehle in der Depeschenhülse an dem einen Bein und flogen im schwersten Granatfeuer über die feindlichen Linien, oft zu abgeschnittenen Stellungen und verloren, während sie im Morgenlande mehr und mehr zur Aufnahme kam. Besonders in Aegypten und in Persien benutzte man die Taubenpost und die Herrscher bemühten sich, den Dienst der „Boten der Könige" mehr und mehr zu vervollkommnen. Der Sultan und Kalif von Bagdad, Nar-Eddin, errichtete im Jahre 1150 zuerst eine staatliche Taubenpost, welche von seinen Nachfolgern ständig verbessert wurde, sich über das ganze Reich erstreckte und Stationen in Arabien, Persien, Syrien, Palästina, Kleinasien, Aegypten usw. hatte. Auf diesen Stationen waren die Tauben in besonderen Türmen untergebracht, wo sie von Beamten sehr sorgfältig gepflegt und nach den Richtungen getrennt gehalten wurden, in denen sie zu fliegen hatten.

Nach Europa kamen die Brieftauben am Ende des Mittelalters durch die Holländer, aber der Gebrauch dieser Luftboten bürgerte sich nur langsam ein, weil es zunächst ein Vorrecht des Adels war, Tauben zu halten. In der Folgezeit aber zeigte sich der Wert der Brieftauben, namentlich für kriegerische Zwecke und sehr zahlreich sind die Beispiele, daß bei Belagerungen die eingeschlossenen Festungen zum Ausharren bis zum Heranrücken von Ersatztruppen durch Brieftauben veranlaßt worden sind. Eine bedeutende Rolle spielten die Brieftauben bekanntlich noch bei der Belagerung von Paris im Winter 1870/71. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts kamen die Brieftauben mehr und mehr zu Ansehen; denn vor der Erfindung des elektrischen Telegraphen waren sie das schnellste Mittel zur Beförderung von Nachrichten. Die Börsenspekulation nahm sie in ihren Dienst und das Bankhaus Rothschild verdankt den Brieftauben einen großen Teil seines Vermögens, indem die Heere Napoleons I. stets von Beauftragten Rothschilds begleitet waren, die Brieftauben für die schnelle Uebermittlung von Siegen und Niederlagen des Korsen mit sich führten.

Nach der Erfindung und Anwendung des elektrischen Telegraphen verschwanden die Tauben mehr aus dem Verkehr und wurden hauptsächlich nur noch von Liebhabern gezüchtet. Durch die Erfolge der Brieftaubenpost im Kriege sehen sich die meisten europäischen Staaten veranlaßt, die Brieftauben in die Heereseinrichtung aufzunehmen. In Deutschland bestanden bis zum Ende des Krieges zahlreiche Brieftaubenstationen, besonders in den Festungen, so in Straßburg, Metz, Köln, Mainz, Thorn, von denen jedes Depot 300 Tauben enthielt. Den „Ersatz" für die Militärbrieftaubenstationen lieferten vielfach die Liebhaberzüchter. Auch die Reichswehr pflegt in kleinem Umfange noch die Zucht von Brieftauben und ihre Verwendung. Jedoch hat der Versailler Vertrag auch hierin störend eingegriffen, indem es der Heeresverwaltung verboten ist, mit den Liebhaberzüchtern in Verbindung zu treten. Auch für die Brieftaubenzuchtvereine ist dadurch eine Beeinträchtigung eingetreten, daß die Brieftauben jetzt nicht mehr den unbedingten Jagdschutz genießen.

—⊙—

Die bevorstehende Erdnähe vom Mars

Von Dr. F. S. Archenhold,
Direktor der Treptow-Sternwarte.

Alle 2 Jahre und 49 Tage rückt der Mars in Erdnähe. Die letzte haben wir am 22. August 1924 erlebt. Es war diejenige des ganzen Jahrhunderts, bei der der Durchmesser des Mars den größten Wert erreichte. Aber die Höhe über dem Horizont betrug nur 20°, da der Mars damals eine südliche Deklination von

Nr. 247

Eine

Aeußerungen

WTB Ne… manifest kei… messen. Ein t… als ein ear… schen erfü… mit zu den … klärte, die … auferlegten … wirtschaftliche… schon vor lan… Hauptet wird, … im vergangen… entstanden ur… um ihre Unt… Plaidoyer m… beteiligten M… gramm festzu…

WTB. Pa… seit zugunsten… der Völker s… die der dokt… Es ist allerdi… fest große N… konstitutionen… kanbg in der … sich bemühe. … Aufrechterhal… zu erlangen. … Vereinigung … den Gedanke… den Gedanken … — „Echo de … das aus den … vorgegangen… Plaidoyer … platonische … sucht die Bel… gen mit den … zur Einberu… kreuz gesleitet … die das Mani… gebrauch … Frankreich … Standpunkt … stündigen u… sprache … sie einsiehe… Parlaments … das Manifest … diplomatis… holt habe. — … schaftsfriede… teiligung de… Während …

WTB … nehmen die … liberale Pre… spricht von … meisterhafte … Westminster… Manifestes … ihrer, Stellu… zu stärken. … Grundsatz d… Blatt „Da… tischen Frei… und weiter… empfinden … gerade jetzt … traditionelle… bereits fast… Pluralismus … Reorganisie… des Handels… Gruppe all… glaubt. Wi… politischen … schaftsnote … Probleme …

Der „… tunoser d… Antrag des … zat von M… der das M… vor vorbe… Wie di… Erweite… lionenst… weitere… Drittel des …

hatte. Die diesjährige Erdnähe zeigt uns den Mars mit einem scheinbaren Durchmesser von 20",4, aber er erreicht bei uns eine Höhe von 52½°, steht also etwa 30 höher als vor 2 Jahren. Was das bedeutet, werden alle diejenigen Beobachter und Liebhaberastronomen beurteilen können, die das Besserwerden des Bildes mit dem Aufsteigen des Mars einmal verfolgt haben. Man darf also sagen, daß die diesjährige Erdnähe des Mars dem europäischen Beobachter bedeutend bessere Resultate verspricht.

Die letzten Beobachtungen des Mars haben die wichtigen Fragen über seine Lufthülle und Temperatur zur Beantwortung gebracht. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß, wenn Menschen auf den Mars versetzt würden, sie dort eine so geringe Lufthülle und Sauerstoffmenge finden würden, daß sie ohne künstliche Sauerstoffzufuhr nicht atmen könnten.

Grade vor 25 Jahren haben Berson und Süring die größte Höhe in einem Freiballon in unserem Luftmeer erreicht. Aber beide wurden trotz Zufuhr von Sauerstoff ohnmächtig und mußten den Aufstieg in einer Höhe von 10,5 km beenden. Wir können aus den Beobachtungen der letzten Jahre mit Gewißheit behaupten, daß nicht einmal soviel Sauerstoff auf dem Mars vorhanden ist wie in dieser Höhe auf der Erde.

Mars steht während der diesjährigen Opposition im Widder. Die Annäherung beträgt diesmal 69 Millionen km gegen 56 Millionen km vor 2 Jahren. Am 27. Oktober ist der Tag der größten Annäherung, jedoch sind die Unterschiede in den Wochen vor- und nachher äußerst gering. Der scheinbare Durchmesser beträgt 20",2 am 20. Oktober, 20",4 am 30. und 19",7 am 10. November. Die Werte für die Entfernungen waren an diesen drei Tagen 69, 69 und 71 Millionen km, die Horizontalhöhe in Berlin 52,75, 52,25 und 51,75°. Mars ist dann um 3 Größenklassen heller als ein Stern 1. Größe.

Erwähnt sei noch, daß der Südpol des Mars jetzt der Erde zugewandt ist. Seine weiße Kappe zeigt sich sehr klein, aber in dem großen Fernrohr der Treptow-Sternwarte noch für jeden Laien erkennbar. Die Südhalbkugel hat seit dem 24. August d. Js. Sommer, so daß die Polarkalotte vielleicht gänzlich unsichtbar werden wird, auf der nördlichen Hälfte dagegen hat der Winter begonnen, so daß wir dort bald weiße Gefrierkalotten erwarten können.

Mars dreht sich in 24 h 37 m 23 s einmal um seine Achse. Wenn man ihn jeden Abend zur gleichen Zeit beobachtet, so zeigt er sich jedesmal in einer etwas veränderten Stellung. Am 19. Oktober finden wir um 10 h abends die große Syrte genau in der Mitte der Scheibe. Zehn Tage später ist sie zur selben Stunde nicht sichtbar, dafür steht aber das Mare Cimmerium in der Mitte. Der kreisrunde Sonnensee ist am 11. November der Erde zugekehrt.

Man ersieht daraus, daß immer nur ein kleiner Teil der Marskugel dem Auge zugänglich ist, da nur die mittleren Teile der Marskugel die interessanten Einzelheiten deutlich zeigen. Die bekannten Marskarten und die Marsgloben sind aus vielen Einzelbeobachtungen zusammengestellt. — Mars fällt am südöstlichen Himmel durch seine intensiv-rote Farbe auf. Er ist nicht zu verwechseln mit dem ebenso hellen, aber weiß strahlenden Planeten Jupiter, der schon in der Dämmerung hoch genug am südwestlichen Himmel steht, um mit den Treptower Fernrohren beobachtet werden zu können.

—⊙—

Die Tiroler sind lustig . . .

Tausende suchen in diesem Winter noch in den Alpen Erholung und Freude, kommen dabei auch mit der Bevölkerung der Berge in engere Berührung und lernen sie als ein lustiges Volk kennen. Aber der Ansicht sind wohl viele Sommergäste, daß es im Winter, wenn alles verschneit und vereist ist, dort recht einsam sein muß. „Wie traurig muß es bei euch im Winter sein," sagen wohl die Touristen. „Im Gegenteil," erwidert dann lachend der Bauer, „im Winter geht's bei uns noch viel lustiger her." Und warum auch nicht?

Der Hirte und Viehzüchter hat im Winter wenig zu tun. Die langen Abende laden zu gemütlichen Zusammenkünften in den Familien oder im Wirtshaus ein. Der Schnee erleichtert den Holztransport und den Verkehr zwischen den Dörfern. Die auf einsamer Alp den Sommer zubringenden Sennen und Wildheuer finden sich im Winter im Dorfe zusammen. Am Abend begegnen sich Buben und Mädchen abwechselnd in dieser oder jener Hütte. Es werden Geschichten erzählt, Pläne gemacht und lustige Streiche aller Art ausgeheckt. Es wird auch getanzt, wenn sich ein Harmonikaspieler oder ein Geiger finden will. Die Harmonika ist um ihrer Polyphonie willen das Klavier des Bauern. Viele bringen es auf diesem Instrument zu einer anerkennenswerten Virtuosität, was man vom Geigenspiel nicht immer sagen kann. Das Repertoire des Spielers setzt sich teils aus Tänzen zusammen, die er von den Altvorderen übernommen hat, mehr noch leider aus solchen, die er aus der Stadt oder vom Auslande mitbringt, und die ohne jede lokale Beziehung sind.

Diese Tanzabende in der heißen, niedrigen Bauernstube, die mit einem Gang in der eisigen Nachtluft am Arm des Liebsten zu endigen pflegen, müssen der Volksphantasie als etwas ungemein Begehrenswertes und Genußreiches erschienen sein, sonst hätte sie den Brauch nicht auf ihre Toten übertragen. Es ist ein alter Aberglaube in den Walliser und Urner Bergen, daß die Toten im Gletscher hausen und sich in einer der Quatembernächte im Zuge mit dem Trommler den erleuchteten Dorffenstern nähern, um sich zu wärmen und dem Tanz zuzuschauen. Oft treten sie auch selbst in eine verlassene Hütte zum Tanz ein oder begehren bei einer alten, einsamen Frau Einlaß, um in der „heimeligen" Stube ihren seltsamen Tanz auszuführen und um ein Uhr wieder zu verschwinden.

Natürlich beschränken sich diese Lustbarkeiten nicht auf die Winterabende. Sie nehmen an Festtagen am hellen Tage und im Freien weit größeren Umfang an. Hierher gehören die Mittsommerfeste. Es handelt sich aber meist um Zusammenkünfte im Zentrum einer aus zerstreuten Weilern bestehenden Gemeinde oder um den Besuch des Weiber- und Kindervolkes bei den Vätern, Gatten, Brüdern und Liebsten auf hoher Alp. Die Mittsommerfeiern dauern oft zwei Tage. Am Vorabend kommen die Besucher bei hereinbrechender Nacht, um am nächsten Morgen früh zur Stelle zu sein. Es wird auch wohl schon bis zum grauenden Morgen getanzt. Am Sonntag findet meist ein Gottesdienst, Messe od. Predigt je nach der Konfession statt, der zuweilen mit einem Herdensegen verbunden ist und meist im Freien stattfindet.

Unter den Tänzen, die bei diesem Anlaß beliebt sind, ist die Montferrine oder Mourine zu nennen, die in der Gegend von Gryon, Les Plans und Villars zu Hause ist, also in der eigentlichen Alpengegend des Waadtlandes. Hier begegnen wir auch den seltenen Phänomen eines Barden. Der Dichter und Literarhistoriker Just Olivier, der die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts bis zu seinem Tode in Gryon verbrachte und die Liebe seiner Dorfgenossen schnell zu gewinnen wußte, trug bei den Mitsommerfesten in Tavernaz und Anzeidaz eigene Gedichte mit von einem Freunde komponierten Melodien vor. Zum Dank errichtete ihm die Einwohnerschaft von Gryon einen Gedenkstein, den sie von eben jenen hohen Weideplätzen ins Tal schafften, auf denen die Sommerfeste stattfanden. Finden im Westen diese Feste in den Bergen selbst möglichst in der Nähe von Pässen und an Orten statt, die für die Bewohner verschiedener Täler zentral gelegen sind und von allen Seiten erreicht werden können, so wird im Osten zum Beispiel im Kanton Glarus, das Gemeindezentrum bevorzugt. Hier finden sich die Bewohner der zerstreuten Weiler einmal im Sommer zu fröhlichem Feste zusammen. Mit der Feier ist ein Jahrmarkt verbunden, an dem die notwendigen Bedürfnisse des Ackerbaues und der Viehzucht, als da sind: Ackergeräte, Kuhglocken, Halsbänder, Seile, Milcheimer usw., gedeckt werden können. Hier besteht die Tanzmusik nicht nur aus Geige. Flöte u. Ziehharmonika, sondern aus einem kleinen Orchester, wie sie Appenzell heute noch in originaler Vollkommenheit aufweist, oder — o Grauen! — aus einer Blasmusik. Bei diesen Volksbelustigungen im Gemeindezentrum kommt es natürlich öfters zu Uebergriffen, Eifersuchtsszenen und Raufereien als auf den hohen Bergen. Darum fehlt es nicht in alter und in neuer Zeit an väterlichen Verordnungen der Obrigkeit, die dem Unwesen durch „Geldbußen" oder gar durch Tanzverbot steuern möchten. Aber selbst die strengsten Maßregeln haben die Volksfreude nie unterdrücken können. Es fehlte nicht an Auswegen, ihnen zu entgehen. Lag ein Dorf zum Beispiel unweit der Kantonsgrenze, so zogen Burschen und Mädchen einfach in den anderen Kanton hinüber, gerade noch nahe genug, um die heimische Dorfbehörde durch ihren Lärm zu ärgern, aber doch außerhalb ihres Bereiches.

Von den originalen Sitten der alten Zeit hat der Kanton Freiburg noch ziemlich viel erhalten. Nicht nur die Herdensegen werden heute noch in verschiedenen Gegenden des Kantons gefeiert, auch der wilde Volkstanz im Ringelreigen ist noch erhalten und artet gelegentlich zu Vergnügungen weniger harmloser Art aus. Aus dem freiburgischen Weiler Colombettes stammt auch jener alte Kuhreigen, der in der ganzen Schweiz bekannt ist und den zu singen oder zu spielen den schweizerischen Regimentern in französischen Diensten verboten war, weil sie das Heimweh ergriff und zur Fahnenflucht veranlaßte. Selten vergeht eine der zahlreichen politischen, wissenschaftlichen oder beruflichen Versammlungen, auf denen sich Schweizer der drei Sprachen brüderlich zusammenfinden, ohne dann beim anschließenden Festmahl einer der „Weischen" aufgefordert wird, den Kuhreigen zu singen, in dessen Refrain die Anwesenden freudig einstimmen. Mehr und mehr macht sich das Bestreben geltend, das kostbare Gut alter Lieder und Tänze nicht nur in Noten- und Druckschrift der Nachkommenschaft zu übermitteln, man möchte sie auch in der Volksseele selbst durch patriotische Festveranstaltungen lebendig erhalten. Sehr reich ist die deutsche Schweiz, zumal Bern, Luzern und die Urkantone, an alten Liedern im Dialekt, die Männer- und Frauenchöre, letztere in der Tracht, in kleineren Konzerten unter großem Beifall zum besten geben.

—⊙—

Abendstimmung am Rhein

Von Dr. L. Odendahl.

Der Abend sinkt. Wie eine sorgende Mutter ihr Kind zur Ruhe bettet, schreitet die Dämmerung auf leisen Sohlen und hüllt Berg und Tal in weichen Frieden.

Der Strom geht schlafen. Leise nur, halb schon im Traum, raunen und murmeln die sonst so geschwätzigen Wogen, vom Vater Rhein in Schlummer gewiegt.

Blutrot loht es am Abendhimmel. Der sterbende Tag hat seinen Scheiterhaufen entzündet, um in Licht und Flammen unterzugehen. Auf der waldigen Höhe jenseits des Stromes ruht die zertrümmerte Burg wie ein toter Krieger auf seinem Schild. Der letzte Tagesschein weckt die Ruine zu gespenstigem Leben. Vor der sinkenden Sonne wächst sie riesengroß, als bauten Geisterhände ein mächtiges Kaiser-Schloß. Und das Abendrot schmückt die düsteren Mauern mit goldenen Zinnen.

Einen letzten Abschiedsblick wirft das sterbende Licht ins dämmernde Tal; sein scheidender Strahl küßt den schlafenden Strom. Da leuchtet's auf aus der dunklen Tiefe wie rotes Gold. Traumverloren beginnt der Fluß sich im Schlummer zu regen. Die Wellen rauschen empor. Mir ist's als hörte ich Rheintöchter singen. Rheingold! Das Flußtal strahlt in blendendem Glanz, und durch die Abendluft weht ein gewaltiges Klingen wie Schwerterklirren und Schlachtgesang.

Das letzte Rot verglüht am dunkelnden Himmel. Da sinkt die stolze Kaiserpracht in graue Trümmer, und das Rheingold verschlingt die schwarze Tiefe. Düstere Schatten sinken ins Tal und lasten schwer wie ein drückender Alp auf den schlafenden Wassern. In starrer Ruhe liegt der Rhein; nur in der Ferne klagt eine einsame Welle, als quäle sie ein wüster Traum. Unheimlich und schwarz gähnt das breite Bett wie ein offenes Grab. Und ringsum stehen die Berge dunkel umflort, ein stummes Trauergeleite. Finsternis ruht auf der nächtlichen Landschaft, trübe und hoffnungslos. In weiter Ferne nur flimmert ein verlorenes Licht wie ein Totenlämpchen. Im krausen Geäst der alten Linde stöhnt und weint der Nachtwind. In den Uferweiden wimmert ein trauriger Elf, und aus der Tiefe der dunklen Wasser klingt es wie ein dumpfes Klagen. Siegfried, der Lichtgott, ist tot, und das Rheintal trauert an seiner Bahre.

Am nächtlichen Himmel aber, unheildräuend und geschwellt von Siegerhohn, bläht sich die Trikolore.

—⊙—

Noch lebende Urahnen der Tierwelt

Von Fred. Dunbar von Kalckreuth.

Als gegen Ende der Eiszeit die kulturgeschichtliche Entwicklung der Menschheit, dieser Spitzenleistung der organischen Natur, ihren Anfang nahm, trat die Tierwelt bereits in den Winter ihres Daseins. Heute, wo auch die Menschheit gealtert ist, befindet sich die Fauna bereits auf dem Aussterbeetat. Nur jenen am Horizonte aller Lebensentwicklung aufgetauchten, primitiven Infusorien wohnt heute noch dieselbe urkräftige Lebensenergie inne, welche sie durch alle geologischen Epochen der Erdentwicklung bis auf unsere Zeiten getragen hat. Erst jetzt beginnt auch gegen sie der Kampf der wissenschaftlich gerüsteten Menschheit, ein Kampf um Leben und Tod mit jenen Spaltpilzen, welche von der gesamten organischen Welt die Einzigen geblieben sind, die ganzen Völkern den Untergang bereiten können. So beschleunigten einst den Untergang des Altertums die das römische Weltreich entvölkernden Pestilenzen, so hatt eine Pest im 14. Jahrhundert das Mittelalter zerstören, als „der schwarze Tod" die halbe Bevölkerung Europas (25 Millionen) in zwei Jahren niedermähte. Deutlich ist so der Abschluß eines Kreislaufes in der organischen Welt zu erblicken. Das niedrigste und das höchste Lebewesen treten sich zum Endkampf gegenüber, während die ganze Genealogie der wilden Tiere, welche dazwischen liegt, teils ausgestorben, teils vergessen, in den Winkeln der Weltmeere, der Wüsten und Urwälder ihr Leben fristet, dankbare Objekte für die biogenetische Forschung. Alle übrigen Tiere aber verdanken ihre Weiterexistenz nur der Gnade des Menschen, dessen Nützlichkeits- oder Luxusanschauungen.

Es ist nur seltsam, feststellen zu können, daß außer jenen unverwüstlichen Protisten oder Amöben, welche schon vor ½ Milliarden Erdenjahren als erste Lebewesen selbst den ätzendsten Säuren Widerstand leistend, über den brühheißen Gewässern der Ur-Ozeane schwebten, fast sämtliche ihrer Nachkommen bis hinauf in die Steinkohlenzeit (vor 80 Millionen Jahren) noch heute weiterleben, während die meisten viel höher entwickelten Wesen, welche darauf folgten, schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit wieder eingingen. Man könnte also das heutige Tierreich mit einer Familie vergleichen, in welcher nur der Urahne, seine Urenkel und einige Großoheime übrig geblieben sind. Wenn wir mit jenen schon vor 250 Millionen Jahren, im sogenannten Archaikum lebenden Tieren beginnen, so finden wir noch alle Urahnen der fünf größten Tierfamilien, nämlich die Korallen, Quallen und Schwämme der Pflanzentierfamilie die Seerose, Süßwasserpolypen (im Tegelsee-Berlin), die kugeligen Moostierchen und Armleimer, und vor allem die Würmer, welche Ahnen der gesamten höheren Tierwelt wurden. Denn von ihnen zweigte sich die zweite Reihe ab, so die Sterntiere (Seelilien, Haarsterne, Seeigel), die Gliedertiere (Igel, Krebse und der unter feuchtem Holz in Neuseeland lebende Peripatus, der Vater aller Insekten), drittens die Beichtiere (Schnecken, Flossenfüßer, Tintenfische) und endlich die Wirbeltiere vom sogenannten Eichelwurm. Während der längsten Zeit unserer Erdgeschichte spielte sich also alles Leben im Wasser ab. Noch sitzen 2000 Faden tief die Seelilien unter der Oberfläche der Ozeane, in 400 Arten leben noch ihre Verwandten, die Haarsterne, und die Flossenfüßer irren nachts zu Millionen, als willkommene Speise der Walfische, durch die Weltmeere. Auf Neufundland fängt man noch riesige Tintenfische, deren Körper 3 Meter Durchmesser besitzt und deren Greifer bis zu 9 Metern lang werden. Die bunten Medusen aus kambrischer Zeit (120 Millionen Jahre) durchgleiten noch heute als Wasserschmetterlinge die Meere, während gar aus der nozoischen Zeit (vor etwa 250 Millionen Jahren) die Foraminiferen als nächste Verwandte der Amöbe noch massenhaft alle Gewässer bevölkern. So hat auch die unterste Stufe der Wirbeltiere, die Fische, ihr Reich im Meere. Noch leben die ältesten Vertreter aus silurischer Zeit (vor etwa 120 Millionen Jahren): das Neunauge und der Lanzettfisch und vor allem „der Tiger des Meeres", der Hai, der sich aus jenen entwickelte.

Erst in der Steinkohlenzeit (vor rund 100 Millionen Jahren) eroberte die Lebewelt durch die Amphibien (Wirbeltiere, die von dem noch im Amazonenstrom lebenden Molchfisch abstammen sollen) das Land und die Eintagsfliege, ein Kind des Tausendfüßlers, dem wir noch überall begegnen, die Luft. Wie sich die Geschwindigkeit eines von einem hohen Turm herabgeworfenen Steines stetig steigert, so wirkte sich das uralte Naturgesetz, vom Allgemeinen zum Besonderen zu streben, immer schneller aus. Von den Amphibien, als deren Urvertreter nur noch der japanische Riesensalamander lebt, während unsere Frösche, Kröten und Molche erst im Tertiär (vor fünf Millionen Jahren) sich gestalteten, zweigte sich das Ur-Reptil, die noch heute auf Neuseeland anzutreffende Brückeneidechse ab. Sie ist der übrig gebliebene Ahn jener schrecklichen Scurier, die einige Millionen Jahre die Ränder der Urkontinente bevölkerten und deren Skelette, groß wie kleine Kirchen, noch häufig gefunden werden und in unseren Museen Aufstellung finden. Aus ihnen gingen dann erst im Tertiär die Vögel, Schlangen und heutigen Reptilen hervor. Einem sogenannten Säuger-Reptil, dessen Reste vielleicht die im Kapland gefundenen Theromorphen darstellen, entstammte aus der Triaszeit (vor 17 Millionen Jahren) der noch in Australien lebende Ahn der Säuger, der höchsten Tiergattung. Es ist das sogenannte Schnabeltier; dessen nächste Nachkommen, der Ameisenbär und die Beutelratte Nordamerikas, existieren ebenfalls noch. Von diesen Tieren ausgehend, nimmt im Tertiärzeitalter (vor 5 Millionen Jahren) die Tierwelt ihren letzten und höchsten Aufschwung, die Säuger differenzieren sich nach allen Richtungen, sie erobern als Wale, Rotfische, Delphine das Meer wieder, schwingen sich als Fledermäuse in die Luft. Die Spitzmaus, der Maulwurf bleiben dem Erdboden treu. Die Rüsseltiere durchstampfen die Urwälder, die Urhuser werden zu Kamelen, Schweinen, Antilopen, Giraffen, zu Seekühen, Tapiren, Schafen und Rindern; ihre Krone aber wird das Pferd. Die Raubtiere entwickeln aus einem Urahn immer neue Formen, werden zu Ratten. Vom Hunde stammt der Bär. Die noch lebende Zibethkatze ist vielleicht die Großmutter aller unserer großen und kleinen Katzen. Das Geschlecht der Affen endlich erklettert die Bäume.

Zu dieser Zeit — vor 5 Millionen Jahren — hat auch das uranfänglich menschliche Prinzip nacheinander alle tierischen Potenzen aus sich entlassen. Es tritt zwar noch als affenähnliches Geschöpf auf, aber unterscheidet sich fundamental von ihnen dadurch, daß es nie ein Raubtiergebiß besaß. Doch erst in der folgenden Weltepoche, der Diluvialzeit, tritt der Mensch als homo sapiens die Herrschaft an. Die Affenstirn hat er verloren, und die gleichzeitige Kinnausgestaltung schuf ihm sein höchstes Unterscheidungsmerkmal: das Sprechvermögen.

Wenn wir die organische Entwicklung des Tierstammbaumes verfolgen, so finden wir überall das Gesetz, daß das Allgemeine und das Besondere Bestand hat, daß das dazwischenliegende „Gesonderte" — einseitige Spezialisierungen, die, zu Ungetümen anwachsend, ihren Zweck in sich selbst aufhoben — abstarb. Von den Reptilien blieben nur die harmonisch gebliebenen Formen Chamäleon, Flugdrache, Krokodil u. a. Den Ungetümen folgten die kleinen beweglichen, lebhaften, anpassungsfähigen und fruchtbaren Formen. Aus ihnen bildeten sich zunächst wieder durch einseitige Anpassung Riesenformen heraus, deren plötzliches Absterben ebenso für die Meerestiere wie für die heutigen Säugetiere gilt. Noch einige ehrwürdige Reliquien aus der höheren und höchsten Tierwelt seien erwähnt. Auf den Sundainseln lebt noch der Zwerghirsch, ein Urwiederkäuer, auf Celebes der Anoa, Ahnherr aller Antilopen, Schafe und Rinder. 1903 wurde im Kongo-Urwald das Okapi, ein Mittelding zwischen Giraffe und Rind, erlegt; seine Gefährten wurden auf nächtlicher Jagd von dortigen Zwergvölkern ausgerottet, denn am Tage zeigt sich dieses scheue Urtier nicht mehr. 1909 wurde ein weißes Nashorn am oberen weißen Nil für das Berliner Zoologische Museum erlegt. Auf Madagaskar trifft man noch die Halbaffen, welche als die Ahnen des Affengeschlechts gelten. Gorillas, diese höchsten Typen der Familie, 2½ Meter hoch, ziehen sich immer tiefer in die Wälder Westafrikas zurück. Ich selbst konnte vor Jahren den Schädel dieses seltenen Menschenaffen dem Zoologischen Garten von Amsterdam schenken, der noch keinen besaß. Das Zebra, in Afrika schon ausgerottet, vegetiert nur noch in zoologischen Gärten. Ebenso wird der merkwürdigste Hirsch der Erde, der Milu, nur noch im chinesischen Schutzpark gepflegt. In Syrien lebt noch der Klippdachs, Ahne aller Pferde, Tapire und Nashörner. Das Urpferd, halb Pferd, halb Esel, das schon größtenteils während der Eiszeit einging, wurde in einem Exemplar 1877 in der Mongolei von einem Russen erlegt, während auf assyrischen Reliefs von 650 v. Chr. noch diese Wildpferde sich abgebildet finden. Die Büffel, von denen es noch 40 Millionen vor hundert Jahren gab, waren 1895 bis auf 800 abgeschossen. Buffalo Bill allein tötete 8622 für die Bahnarbeiter der Union-Pacific-Bahn. Heute leben noch 2000 Büffel in den Naturschutzparken Amerikas. Der Urstier, den noch die kunstvolle Arbeit auf einem mykenischen Goldbecher (etwa 1000 v. Chr.) so naturwahr zeigt und als dessen nächster Verwandter das schottische Parkrind gilt, ist vor genau 300 Jahren (1627) ausgestorben. Zu unserer Zeit hat auch der Biber Europa verlassen, d. h. 1894 lebten in Deutschland nur noch an einem winzigen Fleck zwischen Magdeburg und Wittenberge, etwa 160 dieser kostbaren Pelztiere. Da es kein Schutzgesetz gab, sind sie nun wohl endgültig ausgerottet worden, wie es auch den letzten Bibern Frankreichs am Unterlauf der Rhone erging, wo man sogar Schußprämien auf sie auszusetzen. Jetzt hausen sie noch tief in den Urwäldern Sibiriens.

Die Erde ist alt geworden und das organische Leben auf ihr auch. Die Menschheit hat die Eroberung ihres Planeten zu eigenem Nutzen und Frommen vollzogen. Jetzt beginnt sie, es sich angelegen sein zu lassen, aus der Erde ein naturgeschichtliches Museum zu machen, in welchem die ehrwürdigen Ahnen der Tier- und Pflanzenwelt ihre Altersasyle finden. Auf sie aber findet Schillers Wort, daß „neues Leben aus den Ruinen blüht", nur bedingte Anwendung.

—⊙—

Weingeheimnisse

Schon die „Alten" tranken „Naturwein"; aber auch sie hatten schon Weingeheimnisse. Davon wird jedoch meistens nicht geredet; wir denken uns die Homer'schen Helden sich mit reinem Traubenblut labend, wenn sie die Hand zum locker gerichteten Mahle ausstrecken. Aber liest man mit Fleiß den Athenäus, so gewinnt man den Eindruck, daß die Griechen schon richtige Weinpantscher waren. Herbem Wein nahmen sie die Rauhigkeit mit Gips und Kalk; mit Marmor stumpften sie die Säure ab, Seewasser und Salz gaben sie hinzu. Für das Gesunde machten sie einen Wein aus Wasser und Trestern, den mehr oder minder ausgepreßten Trauben. In ähnlicher Weise bereiten sich die Winzer ihren Haustrunk noch heute. Um dem Most größeren Gehalt zu geben, wurde ein Teil des Traubensaftes in Kesseln über Feuer zu Sirup eingedickt und in die Gärungsküpe geschüttet. Auf diese Weise erhielten sie Weine, die spanischen Weinen ähnlich waren, wie zum Beispiel den Malaga. Ebenso verhält es sich noch heute mit dem Madeira, dem ebenfalls meist etwas angegangener Traubensaft vor der Gärung und später Sprit zugesetzt wird. Damit solche Weine süß bleiben und den Transport vertragen, müssen sie einen Spritzusatz erhalten. War das Jahr unfreundlich und der Traubensaft sauer, so suchten sie ihm mit eingedicktem Süßmost, mit Honig und Wasser aufzuhelfen, gaben unedlem Saft auch wohl die Hefe von edler Lage, um einen rassigeren Wein zu erlangen, und verschnitten dichtere Weine mit dünnen. Auch räucherte man wohl Trauben, um dem Wein Rauchgeschmack zu geben, tat Irriswurzel hinein, wie es noch heute in Toskana geschieht, und setzte Harze, Pech, Kräuter und Gewürze hinzu. Die meisten Würzweine dienten jedoch als Heilgetränke, und der älteste Kräuterwein, der aus der klassischen Zeit zu uns herübergekommen ist, das ist der Wermut, der Ahnherr des bekannten Vermouth di Torino.

Die Antwort darauf, warum auch die alten Griechen und Römer on ihren Weinen herumdokterten, ist einfach: auch Griechenland und Italien haben wie andere Länder Schattenlagen. Auch unter dem lachenden Himmel des Südens wächst saures und herbes Zeug. Genug, es gab auch bei den Alten Weine, die gerade nicht Naturweine genannt werden konnten. Wer alten Wein berühmter Herkunft zu bezahlen imstande war, trank ihn; wessen Kasse jedoch schwach bestellt war, der mußte sich mit geringeren Marken begnügen. Ueberhaupt spotten sowohl griechische wie römische Dichter nach Herzenslust über die sauren Weine; gerade wie bei uns.

Wenn schon die Traube im sonnigen Klima nicht immer erfreuliches Getränk liefert, wie viel mehr müßte Nachsicht gegen sie im rauheren Norden geübt werden! Denn fehlt der Sonnenschein, so liefert sie sauren Most, und daraus wird saurer Naturwein. Aber die heiteren Sänger schonen den sauren Wein nicht; sie trinken ihn und spotten seiner hinterher. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts führte Markgraf Albrecht der Bär den Weinbau in die Mark Brandenburg ein, und lange Zeit zählte märkischer Wein zu den lohnendsten Erwerbsquellen. Der Verbrauch an Landwein war seinerzeit in der Mark so stark, daß Johann Georg vorschrieb, bei Hochzeiten außer Bier nicht mehr als zwei Tonnen Landwein auszutrinken. Zur Huldigung seines Nachfolgers wurden an der kurfürstlichen Tafel für 88 Taler 2 Groschen Rheinwein, dagegen vom märkischen Wein für 182 Taler 9 Groschen getrunken. Ein ferneter Beweis für seine Güte ist darin zu sehen, daß Potsdamer Wein in fremde Länder verschickt wurde und als Franz- und Rheinwein zurückkam.

Ob er von Kennern der „Weingeheimnisse" vor der Rückkehr erst in Behandlung genommen worden war, darüber schweigt die Chronik. Von häufigen Weinfälschungen erfahren wir erst im 18. Jahrhundert. König Friedrich Wi…